

Nr. 248 Bydgoszcz / Bromberg, 28. Oktober 1937

Tatjanas Opfer

Frauen im Roten Netz

Roman von Talvin

(20. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Russen sind unruhig, aber sie schweigen, sie schauen auf Pottojev. Pottojev macht eine Handbewegung, als ob er sagen wollte, er wisse mit diesen Worten Silvings nichts anzufangen.

„So genau Lenin wußte, daß die Methodik des wirtschaftlichen Gebarens zuweilen einen Frontwechsel notwendig machte, ebenso genau wußte er aber auch, daß ein Volk seine Sprache nicht von heute auf morgen ändern kann. Lenin wußte, daß wir Finnisch sprechen und er wußte natürlich auch, daß wir weiterhin Finnisch sprechen wollten. Wenn er damit nicht einverstanden gewesen wäre, hätte er von vornherein gewisse Vorbehalte gemacht, was aber nicht im geringsten der Fall war. Deshalb muß ich meine Behauptungen aufrechterhalten, daß der Antrag Pottojevs einen Angriff auf Lenins Vermächtnis darstellt und daß Pottojev das Bild Lenins in einer Weise ins Wackeln bringt, die mir sehr gefährlich zu sein scheint. Ich frage also nochmal, ob Pottojev seinen Antrag aufrechterhalten will!"

Das war ja sehr geschickt von Eduard, denkt sich Lundström, aber wenn man diese Russen ansieht, schaut es aus, als ob es gar keinen Eindruck auf sie machen würde. Lenin hin und Lenin her, er ist tot, was geht uns Lenin an.

„Ja!" ertönte die Stimme Pottojevs.

Also noch nicht einmal der Appell an Lenins Vermächtnis vermag den Haß und das Mißtrauen zu zerstreuen. Dieser Haß und dieses Mißtrauen sitzt in den Augen aller Russen, sie schauen auf die Finnen herüber als ob sie in ihnen die größten Feinde erblickten.

Sie werden ihn vernichten. Lundström schüttelt den Kopf. Und er denkt an die Worte Britas von heute morgen. Brita hat schon recht. Und jetzt noch das Kind! Vielleicht ist es schon da? Es ist tatsächlich furchtbar.

„Nachdem Genosse Pottojev", sagt Silving jetzt mit kalter Stimme, „seinen Antrag aufrecht erhält, möchte ich in dieser Stunde, deren Bedeutung und Tragweite mir vielleicht mehr als jedem anderen der Anwesenden hier bewußt ist, nur auf einige Möglichkeiten hinweisen, die sich durch die Annahme dieses Antrages ergeben werden. Ich möchte das aber indirekt tun, ich möchte darauf hinweisen, was die karelische Republik unter meiner Verwaltung und der Mitarbeit meiner finnischen Genossen geleistet hat. Wir brauchen uns dieser Leistungen wahrlich nicht zu schämen. Es ist Ihnen allen bekannt, daß sich allein die Stadt Petrosavodsk in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt hat —"

„Murman auch!" ruft ein Russe.

„Murman auch, das stimmt, sogar noch mehr als verdoppelt, wobei allerdings einige Unterschiede zu beachten sind. Während die Zahlen, die wir von Murman haben, hauptsächlich auf die Ansiedlung der Deportierten, die dort in den großen Fischereien beschäftigt werden, zurückzuführen sind, ist dies bei uns nicht der Fall, sondern unsere Bevölkerungsentwicklung ist hauptsächlich durch die Hebung der Landwirtschaft und den vermehrten Umsatz der Produkte einerseits, durch die Hebung der Industrie und des Verkehrs und des Handels andererseits bedingt gewesen. Während wir aber gerade, weil der Genosse unbedingt von Murman sprechen will, dort in dem schlechten Sommer 1929 eine Massenflucht der Arbeiter aus der Stadt in andere Gegenden feststellen mußten, wird sich wohl niemand hier erinnern können, daß uns jener Sommer, der leider in vielen Distrikten verheerend gehaust hat, allzu große Schwierigkeiten gemacht hätte. Und das beruht ganz einfach darauf, daß meine finnischen Mitarbeiter, die mir zur Verfügung standen, bereits während der vorhergehenden Jahre rationell mit allen Posten im Staatshaushalt gewirtschaftet haben, und zwar nach Gesichtspunkten, wie sie anderswo leider nicht zur Anwendung gekommen sind."

„Kapitalisten!" ruft jetzt der kleine Russe dazwischen, der schon vorher den Zwischenruf mit Lenin gemacht hatte.

„Der Genosse scheint also anzunehmen", sagt Silving, während Lundström jetzt seinen Kopf noch mehr auf den Tisch senkt, „daß kapitalistische Methoden geeignet seien, Hungersnot und Massenflucht der dadurch betroffenen Bevölkerung zu verhindern — nur so kann ich seinen Zwischenruf verstehen."

Silving macht eine Pause und schaut mit großen festen Augen auf die Russen. Die aber schweigen jetzt. Der kleine Russe hat einen hochroten Kopf.

„Ich hoffe", fährt Silving fort, „daß der Genosse später noch eine Erklärung abgeben wird und möchte weiter auch darauf hinweisen, daß wir nach der Zeit des Neuen Ökonomischen Planes und später, als der Fünfjahresplan in Funktion trat, sowohl unsere Bevölkerung mit den wichtigsten Lebensmitteln und Waren versorgen konnten und auch noch einen erheblichen Teil über die angeforderten Mengen nach Leningrad und Moskau senden mußten. Ich möchte weiter darauf hinweisen, daß wir bei den durch den Bau des Stalinkanals benötigten Lieferungen niemals zurückgestanden haben, und dabei besonders betonen, daß wir bereits vorher die Arbeitslosigkeit erfolgreich bekämpft hatten. Ganz besonders aber möchte ich hier nochmals feststellen, daß der Verwaltung in keinem Jahre auch nur die geringsten Kosten dadurch entstanden sind, daß wir genötigt gewesen wären, ausländische Spezialisten anzustellen oder uns von der Staatspolitischen Verwaltung russische Wissenschaftler und Ingenieure aus den Lagern zu mieten. Und all dies nur deshalb, weil wir unter den Finnen genügend fachmännisch geschulte Kräfte für alle Gebiete des wirtschaftlichen und industriellen Lebens besitzen."

„Er beleidigt die Russen!" ertönt jetzt eine Stimme.

„Ich wüßte nicht, worin die Beleidigung bestehen sollte, wenn ich an Hand von statistischem Material nachweisen

kann, daß die karelische Republik genügend Fachkräfte besitzt. Der Zwischenrufer scheint vergessen zu haben, daß auch die Ausbildung von Fachkräften in den einzelnen Plänen vorgesehen ist, und wenn ich hier feststelle, daß wir in dieser Hinsicht die Pläne schon längst erfüllt haben, so sollte er sich meiner Ansicht nach darüber freuen. Es scheint, daß der Zwischenrufer sich mit den wirtschaftlichen Forderungen der Pläne noch nicht genügend vertraut gemacht hat, ein Mangel, den ich als Vorsitzender dieses Komitees sehr bedauere."

Die Russen schweigen, die Blicke werden immer giftiger, Lundström schüttelt sich. Dieser Hieb Silvings hat gesessen, aber er war unklug. Das Ganze ist unklug, er soll aufhören, es ist ja vorbei. Wie dieser Pottojev dasitzt und wie freundlich er lächelt! Ein falscher Kerl.

„Ich habe diese wenigen Punkte unserer wirtschaftlichen Tätigkeit gerade deshalb angeführt, weil die Ergebnisse ausschließlich auf das Konto finnischer Arbeit zu setzen sind. Ihr ist es zu verdanken, daß es sich in unserer Republik verhältnismäßig gut lebt, und aus diesem Grunde kann ich auch verstehen, daß unsere russischen Genossen sich so wohl bei uns fühlen. Natürlich werden Sie mich jetzt fragen, was dies alles mit der Sprachenfrage zu tun habe, und da muß ich Ihnen nun rundheraus sagen: einfach alles! Ich möchte da ganz offen zu Ihnen sprechen. Sie werden mir wohl zutrauen, daß ich das Problem zu beurteilen verstehe. Ich weiß ganz genau, daß mit der Zweisprachigkeit notwendigerweise eine Verschiebung der Verwaltung vor sich gehen muß und das heißt eben, daß die Posten noch mehr als bisher mit Russen besetzt werden sollen. Ich weiß weiter, daß in diesem Augenblick auch der Unterricht neue Lehrkräfte erfordert, daß also noch mehr Russen sich hier ansiedeln werden als bisher. Ich weiß weiter, daß es nicht ausbleiben kann, daß durch diese Zweisprachigkeit versucht wird, eine Assimilierung der karelischen und finnischen Volksteile zu erreichen. Notwendigerweise wird es zu Spannungen und Reibungen und Konflikten kommen, die durchaus nicht auf die Verwaltung und auf die Schule beschränkt bleiben, sondern sich über die Werkstätte und das Kontor und das Kollektiv ausbreiten wie eine ansteckende Krankheit. Der innere Frieden der karelischen Republik ist in demselben Augenblick gefährdet. Die wirtschaftlichen und sozialen Folgen sind ebenso schwerwiegend. Durch das Eindringen notwendiger neuer russischer Kräfte werden finnische verdrängt, sie werden arbeitslos. Die Russen sind an die Methoden unseres Arbeitens nicht gewöhnt — die Pläne können nicht erfüllt werden. Sie können hinblicken wohin Sie wollen — Sie werden selbst feststellen müssen, daß durch die Zweisprachigkeit nur Hemmungen, Störungen und Rückschritte zu verzeichnen sein werden. Wenn die russischen Genossen, wie es zu Beginn der Sitzung aus einigen Zwischenrufen zu entnehmen war, die ostkarelische Republik wirklich lieben — wollen Sie dann, so frage ich, die Verantwortung für alle diese Folgen auf sich nehmen, die ich geschildert habe und die ganz ohne Zweifel aus der Annahme des Antrages hervorgehen? Wollen Sie es?"

Die Russen schweigen.

Wontzov flüstert einem seiner Leute etwas zu.

Pottojev erhebt sich, langsam und würdig. Seine Backen blähen sich auf und er sagt mit feierlicher Stimme: „Nachdem die Verantwortung dem Genossen Silving selbst zu schwer erscheint, bin ich gerne bereit, sie ihm abzunehmen. Ich füge deshalb meinem Antrag noch einen zweiten hinzu, nämlich den, über die Absetzung des Genossen Silving als Leiter des Zentralexekutivkomitees und der karelischen Republik abzustimmen und sofort seinen Nachfolger zu wählen." Pottojev setzt sich wieder. Die Russen grinsen und tuscheln. Die Finnen schauen auf Silving. Silving ist bleich geworden und schaut mit starren Augen auf Pottojev. Lundström spielt aufgeregt mit einem Bleistift.

„Genosse Pottojev scheint sich", sagt Silving, „über die politische Tragweite seines Antrages durchaus nicht im Klaren zu sein, sonst würde er ihn sicher nicht gestellt haben. Es ist natürlich sein gutes Recht, über meine Absetzung eine Abstimmung zu beantragen, aber er sollte soviel revolutionäre Disziplin haben, um diesen Antrag nicht in dem jetzigen Augenblick einzubringen, wo gar nicht übersehen werden kann, wie sich Moskau dazu stellt. Etwas anderes ist ein solcher Personalwechsel in einer entlegenen Sowjetprovinz, etwas anderes dagegen hier, wo die Augen des Westens auf uns sehen können, die natürlich in einer Änderung des jetzigen Regimes erst recht die Vorbereitung einer Entwicklung erblicken müßten, die sie bisher nur ahnen können, für die sie aber dank unserer revolutionären Disziplin keine handgreiflichen Unterlagen haben. Ich hoffe, daß mich die Genossen verstehen werden und werde deshalb den zweiten Antrag nicht zur Abstimmung bringen lassen, wenigstens solange nicht, bis sich Moskau dazu geäußert hat."

Pottojev meldet sich zum Wort. Alle Augen sind gespannt auf ihn gerichtet. Jetzt zieht er aus seiner Aktentasche, sie scheint sonst gar nichts oder nur sehr wenig zu enthalten, ein Schreiben hervor. Er legt es vor sich auf den Tisch, stützt sich mit seinen Händen auf, wirft den Oberkörper vor und richtet seine Blicke zur Decke.

„Genosse Silving", so beginnt er mit einschmeichelnder Stimme, „braucht sich durchaus keine Sorgen um meine revolutionäre Disziplin zu machen. Sie ist mir sozusagen angeboren. Gerade deshalb habe ich mich vorher in Moskau vergewissert —"

Silving wird jetzt ganz bleich. Die Finnen werden unruhig. Die Russen grinsen. Wontzov schaut auf Silving.

„— ob gegen meinen Antrag Bedenken vorliegen. Jene Entwicklung in unserer Republik" — Pottojev sagt schon gar nicht mehr „karelische" Republik, denkt sich Lundström — „von der Genosse Silving soeben gesprochen hat, ist mir vielleicht etwas besser bekannt als ihm selbst und was ich ihr an revolutionärer Disziplin schuldig bin, weiß ich auf jeden Fall besser zu beurteilen als gewisse finnische Genossen, die sich der Ehre beraubt sehen müssen, gerade heute an einem Tage von einer immerhin nicht ganz gewöhnlichen Bedeutung in unserer Mitte weilen zu dürfen."

Wie die Russen jetzt lachen!

„Es ist also ganz überflüssig, daß sich Genosse Silving darüber Sorgen macht, Sorgen, die seine anderen nur unnötig erschweren würden."

Das ist ja eine Drohung, denkt Lundström und sieht, wie sich Silving auf die Lippen beißt.

„Es ist auch überflüssig, daß er sich mit Moskau erst in Verbindung setzt, denn dieses Schreiben des Moskauer Zentralexekutivkomitees" — Pottojev hebt den Brief vom Tisch auf und winkt mit ihm in der Luft herum — „sagt klar und deutlich, daß mein Antrag die völlige Billigung finden wird. Genosse Silving kann jederzeit Einsicht in diesen Brief nehmen, wenn er sich die Mühe machen will, sich zu mir herzubegeben. Ich bitte ihn also, über die beiden Anträge abstimmen lassen zu wollen, wenn es auch nur" — jetzt setzt sich Pottojev lächelnd — „eine Formsache sein wird."

„Ich muß dem Genossen Pottojev", sagt nun Silving, „leider die Mitteilung machen, daß ich mich nicht zu ihm hin begeben werde, daß mich dieses Schreiben durchaus nicht interessiert und daß ich auf keinen Fall eine Abstimmung über den zweiten Antrag zulassen werde, bevor ich mich nicht selbst mit Moskau in Verbindung gesetzt habe. Um aber heute noch zu einer Entscheidung zu kommen, ich selbst bin durchaus kein Freund von Unklarheiten und Verzögerungen, die eine Sache nur verschlimmern können, werde ich jetzt die Sitzung unterbrechen und sofort mit Moskau sprechen. Ich hoffe, daß ich die verantwortlichen Stellen erreichen werde."

Silving hebt einige Schriftstücke vom Tisch auf und begibt sich zum Ausgang.

Unterdessen waren alle anderen aufgestanden und hatten sich in kleinen Gruppen gesammelt, so daß nur die hintersten bemerken konnten, wie Wontzov sofort auf die Tür zugeeilt war.

Wontzov stellt sich Silving in den Weg. Erst jetzt werden die Versammelten aufmerksam.

„Sie werden gestatten, Genosse Silving, daß ich Sie an das Telephon begleite — es ist nur eine Formsache."

Soweit ist es also jetzt schon, denkt Lundström, der wie alle anderen zur Tür hingeblickt hatte.

Silving und Wontzov verschwinden.

Die lauten Gespräche sind verstummt, ein dumpfes Murmeln geht durch die Anwesenden. Pottojev hat die Hände in die Hosentaschen gesteckt und schaut zu einem Fenster hinaus.

Lundström fährt sich mit der rechten Hand an die Stirn jetzt kommt vielleicht gerade das Kind! Aber er kann jetzt unmöglich den Palast verlassen, das würde auffallen. Warum gruppieren sich die Leute von Wontzov so nachlässig um die Tür? Wird er überhaupt das Gebäude noch als freier Mann verlassen können?

Lundström wendet sich ab und steckt sich eine Zigarette an und geht auf eine Gruppe von Finnen zu.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vater sammelt Erfahrungen.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

„Nein", entschloß sich Doktor Dannemann und schob mit einer raschen Bewegung das seidegefütterte Kästchen in die Schreibtischlade zurück. Das Kästchen enthielt einen Ring — oh, keine besondere Kostbarkeit, wie sie Millionäre und deren Frauen oder gewiegte Hochstaplerinnen zu besitzen pflegen. Einen schönen, einen eigenartigen Ring trotzdem, zwei ineinander gerollte goldene Schlangen, mit Augen aus Smaragden und mit gegabelten Zünglein, ganz mit winzigen Brillantsplittern besetzt. Einst waren solche beziehungsreiche Schmuckstücke mit angedeuteter Symbolik sehr modern, und vielleicht — wer mochte das wissen — würden sie es bald wieder werden.

„Nein", dachte Doktor Dannemann zum zweiten Mal. Und er erinnerte sich, daß er diesen Ring vor nun bald drei Jahrzehnten seiner Frau geschenkt hatte, in einer Zeit, als sie noch jung und schön und blühend war, als noch keiner von ihnen beiden ahnte, daß eine mörderische Krankheit sie so lange vor dem geliebten Manne hinwegraffen würde . . . Sie hatte sich damals bedankt für das unerwartete Geschenk, in jener wundervollen Art, die den Gebenden immer so besonders beglückte. Aber sie trug den Ring nie, sie haßte Schlangen, auch wenn sie aus purem Gold waren; erst sehr viel später verriet sie es ihm. Doktor Dannemann hätte also den Ring ruhig fortgeben können, er hätte der Toten damit nicht wehe getan. Aber er mochte es nicht, plötzlich, irgend etwas in seinem Innern sagte nein, und er war gewohnt, den Stimmen zu gehorchen, die ab und an aus dem Unterbewußtsein an sein waches Ich rührten . . .

Ich könnte ihr Rosen schicken, überlegte der Doktor. Alle Frauen lieben Blumen, und Künstlerinnen besonders. Aber bekommt sie nicht Abend für Abend fünf, sechs Sträuße? Und wer schickt ihr Blumen? Junge Laffen, Premierentiger . . . Aber ein Schmuckstück, das ist natürlich auch nicht das Rechte. Damit könnte ich sie vielleicht sogar beleidigen. Am besten . . . ja, am besten, ich schreibe ihr einen Brief. Ein Brief ist etwas Persönliches, ein Brief wird sie erfreuen, ein Brief ist die beste Anknüpfungsmöglichkeit. Und wenn sie ihn erst einmal beantwortet, wenn sie einverstanden ist, mich zu sehen . . .

Mit einem glücklichen Lächeln ließ sich Doktor Dannemann wieder an seinem Schreibtisch nieder, griff nach Papier und Feder und begann, immer sorgfältig überlegend, an die Schauspielerin Hete Brehmer zu schreiben. Nicht stürmisch, nicht leidenschaftlich, ohne Pathos, aber mit zarten Arabesken jedes herzliche Wort liebevoll umrankend. Er schrieb der Schauspielerin, daß er sie innerhalb kurzer Zeit in vier großen, tragenden Rollen gesehen und bewundert habe, daß ihre große Kunst für ihn jedesmal zu einem neuen, beglückenden Erlebnis geworden sei, daß er glaube, hinter der Schauspielerin den Menschen zu erahnen, das Geheimnis und die Kraft dieser Frauenseele. Und er ließ durchblicken, wie glücklich er sich schätzen würde, wenn sie ihm Gelegenheit gäbe, einmal außerhalb des Theaters mit ihr zusammenzusein.

Ja, so also schrieb er, und dann ging er selbst hinüber zu dem nahen Postkasten . . . „So", dachte er, und es war eine heimliche Hoffnung, eine süße Erwartung in diesem kurzen und alltäglichen Wort . . .

Sie erwärmte ihn noch, während er dann wieder nach Hause ging und sich umkleidete. Denn natürlich ging er auch heute wieder ins Theater . . .

Als Doktor Dannemann zu später Stunde nach Hause kam, fand er lange keine Ruhe. Er wollte noch nicht schlafen gehen. Er wollte versuchen, noch ein wenig zu arbeiten — in seinem Alter war intensive Arbeit das beste Mittel, um das aufgescheuchte Herz zu besänftigen. Doch als er die Schublade seines Schreibtisches öffnete, schrak er unvermittelt zusammen. Er zog die Lade weit heraus, drehte nun auch noch die Deckenbeleuchtung seines Arbeitszimmers an, durchwühlte die Schublade mit fahrig tastenden Händen.

„Großer Himmel!" flüsterte er und blickte mit leeren Augen in den Raum. Denn das Kästchen, das kleine, zierliche Kästchen mit dem Ring war fort.

Doktor Dannemann überlegte angestrengt. Versuchte sich die Vorgänge des Nachmittags in allen Einzelheiten ins Gedächtnis zu rufen. Kein Zweifel — er hatte das Schmuckstück zurückgelegt, an diesen Platz, wo er es seit langem aufbewahrte. Freilich, abgeschlossen hatte er den Schreibtisch nicht. Niemals tat er das. Er hatte nichts zu verbergen. Und wenn man ihn bestehlen wollte, nun, so gab es kostbarere Dinge in seiner Wohnung als gerade diesen Ring.

Das Mädchen? fragte er sich. Nein, das Mädchen, die Anna, die kam gar nicht in Frage. Sie war eine biedere Haut, sie besaß seit vielen Jahren sein ganzes Vertrauen.

Ein Fremder? Es wäre merkwürdig, wenn ein Fremder eingebrochen wäre und weiter nichts genommen hätte als diesen Ring. Und doch mußte es ein Fremder sein, denn Thomas — lächerlich, an so etwas überhaupt zu denken! Daß sein Junge . . . ach, Unsinn, die ganze Geschichte würde sich rasch genug aufklären, auf irgendeine lustige und unerwartete Art.

Trotzdem ging Doktor Dannemann hinüber zu dem Zimmer seines Sohnes. Aber der war wieder einmal nicht zu Hause — trieb sich überhaupt in den letzten Wochen ein bißchen lange herum, abends. Man würde ihm ein wenig auf die Finger sehen müssen, obgleich er mit seinen einundzwanzig Jahren beinahe schon erwachsen war.

„Es ist natürlich Blödsinn", schob Doktor Dannemann den leisen, immer wieder auftauchenden Verdacht von sich. Dennoch entschloß er sich, die Heimkehr seines Jungen abzuwarten — natürlich nur, um einmal festzustellen — wie er sich zu seiner eigenen Entschuldigung einredete — wann der überhaupt heimzukehren beliebte . . .

Er mußte sehr lange warten. Es wurde zwei Uhr, ehe sich ein Schlüssel in der Wohnungstür drehte. Doktor Dannemann hatte sein Zimmer nach dem Korridor zu weit aufgemacht — so mußte ihn sein Sohn gleich sehen. Der kam herein mit einem seligen, verlorenen Lächeln auf den Lippen; jedoch das Lächeln erstarb sofort, als er seinen Vater vor dem Schreibtisch sitzen sah.

„Du bist noch auf?" fragte er mit übertriebenem Erstaunen, und dem Vater schien es, als klinge seine Stimme gepreßt, als wehe eine fliegende Röte über seine zarten, noch ungeprägten Wangen.

„Ja", nickte Doktor Dannemann. „Ich . . . ich wollte dich erwarten. Ich wollte dich etwas fragen, was mich beunruhigt. Mir ist nämlich . . ." — er mußte eine kleine Pause machen, mußte schlucken vor Aufregung. Wenn er jetzt lügt, dachte er, dann kann ich ihn nie wieder so lieb haben wie bisher — „mir ist nämlich hier, aus dem Schreibtisch, ein Ring abhanden gekommen, den ich noch am Nachmittag dort gesehen habe. Und ich wollte dich fragen . . ."

Nein, er log nicht, der Junge. Er machte nicht die geringsten Anstalten, es zu tun. Er blickte seinen Vater fest, wenn auch ein bißchen verlegen, an.

„Den Ring", sagte er, „den mit den Schlangen, Vater, den habe ich genommen. Ich habe ihn verschenkt."

Herrn Dannemanns Kopf sank vornüber, auf die Brust. „Mein eigener Sohn also bestiehlt mich", stammelte er.

Thomas trat näher, er war furchtbar aufgeregt. „Vater", sagte er, „du tust mir Unrecht. Ich habe vielleicht nicht richtig gehandelt, ich hätte dir vorher sagen müssen, was ich vorhatte. Aber der Einfall kam so plötzlich, und ich . . . ich scheute mich auch darüber zu sprechen. Nur . . . gestohlen habe ich ihn nicht. Es war doch m e i n Ring!"

„Dein Ring?" wunderte sich der Vater.

„Aber ja. Mutti hat ihn mir doch vermacht. Sie hat mal zu mir gesagt, damals, als sie schon so krank war: Wenn du einmal größer bist, ein junger Mann bist, und wenn du ein Mädchen lieb hast, dem schenke den Ring. Ich selbst, mir hat er nie Freude gemacht. Ich kann Schlangen nicht leiden. Ja, das hat sie gesagt, und so war es doch mein Ring, eigentlich, nicht wahr, Vater?"

„Du hast also ein Mädchen gefunden, das du lieb hast, muß ich nun wohl schließen", meinte er mit einem heimlichen Lächeln. „Darf ich erfahren, wer es ist?"

„Ach", wand sich der Sohn. Um dann, mit plötzlichem Entschluß, trotzig beinahe, hervorzustoßen: „Wenn du es durchaus wissen mußt, Vater — es ist Hete Brehmer, die Schauspielerin."

Der Vater hatte sich in der Gewalt. „Hete Brehmer", wiederholte er ganz ruhig. „So so . . . Hete Brehmer. Und — verzeih meine Neugier, sie hat einen besonderen Grund: Wie hat sie dein Geschenk aufgenommen?"

„Sie hat mich geküßt", erwiderte Thomas ganz, ganz leise, und das verlorene Lächeln war wieder in seinem Gesicht. „Und wir sind dann, nach der Vorstellung, die ganze Zeit zusammengewesen, bis jetzt."

„Seid ihr . . . so", wiederholte der Vater. „Sag mal, wo sitzt du eigentlich immer im Theater?"

„Oben auf der Galerie natürlich . . . Aber warum fragst du . . .?"

„Ach, nur so. Aber noch eines: Weiß sie eigentlich deinen Namen?"

„Natürlich. Ich habe doch keinen Grund gehabt, ihn zu verheimlichen. Oder findest du?"

„Nein, wirklich nicht", gab der Vater zu. Und er dachte: Von der Galerie bis zur Bühne, das ist sehr weit. Aber für die Jugend und für die Leidenschaft ist es nur ein Sprung. Ich aber, ich saß im Parkett, und ich blieb ihr trotzdem meilenfern, ja, und wenn sie morgen meinen Brief bekommt, wird sie lächeln. Über den Vater, der vergißt, daß er schon einen so großen Sohn hat.

„Alter Esel", murmelte Doktor Dannemann leise vor sich hin.

Der Sohn stutzte, er hatte nicht verstanden. „Bitte?" fragte er höflich.

„Ach, nichts", entgegnete der Vater, erhob sich langsam und tat, als gähnte er. „Ich sprach ein bißchen zu mir selbst. Im übrigen — in Zukunft, mein Junge, dann sagst du mir vielleicht doch lieber vorher, wenn du etwas brauchst, was ich in Verwahrung habe . . ."

Und er drückte als Gutenachtgruß des Jungen Hand, wie Männer sich die Hände schütteln.



Herbstliches Wanderlied.

Die Ebereschen steh'n in Brand.
Herbstunruh treibt uns über Land
Mit ziehenden Vogelscharen.
Es warten viele Straßen noch
Und manches hohe Brückenjoch,
Durch das wir nie gefahren.

Es warten Hügel irgendwo,
Von denen hell und erntefroh
Die Winzerlieder tönen;
Und Berge warten, deren Grat
Als Zeugen alter Rittertat
Zerfall'ne Burgen krönen.

Die Welt ist weit, die Welt ist groß;
Und Wunder blüh'n aus ihrem Schoß,
Die nie noch unser waren.
Fernweh furcht unser Angesicht:
Hoch über'm Haupt im Abendlicht
Zieh'n dunkle Vogelscharen . . .

Heinrich Anacker.



Bunte Chronik



Das Skelett des Tolstoilesers.

An der Straße von Grenoble nach Lyon gibt es im Weichbild des Dorfes de la Buisse zahlreiche Grotten und unterirdische Gänge, die das Ziel beliebter Wanderausflüge bilden. Vor einigen Tagen entdeckten zwei Touristen eine Höhle, deren Zugang durch eine üppige Vegetation der Sicht bisher verborgen geblieben war. Sie bahnten sich einen Weg durch das Gestrüpp und entdeckten zu ihrem größten Erstaunen eine geräumige Grotte. Sie erhielt ihr Licht durch ein Loch, das offenbar von Menschenhand angefertigt worden war und durch das man das Tal und den Zugang zur Höhle beobachten konnte. Noch größer war das Erstaunen der beiden Entdecker, als sie auf einem Haufen alten Laubes die Leiche eines Mannes fanden, dessen Kopf wahrscheinlich durch die Einwirkung wilder Tiere einige Meter von dem Laubbett entfernt lag. Das Skelett wurde lediglich durch die Kleider zusammengehalten. Außer Messer, Gabeln und Löffeln und einer Kasserolle fanden sie noch mehrere Bücher über Chemie und Tolstoi. Sie benachrichtigten die Polizei, die eine genaue Untersuchung vornahm. In einer Seitentasche fanden sie eine Zeitung vom Januar 1927 und einige Ausschnitte, die sich mit Feuersbrünsten jener Tage befaßten. Dieser Fund ergab für die Polizei wenigstens einen kleinen Anhalt. In mehreren Orten des Departements Isere hat es im Januar 1927 gebrannt. Offensichtlich handelte es sich um Brandstiftungen gefährlicher Art, von denen eine sogar mit einem Raubüberfall verbunden war. Alle Nachforschungen nach dem oder den Tätern waren erfolglos. Wahrscheinlich steht der nunmehr aufgefundene Tote mit den Verbrechen vor zehn Jahren in irgend einem Zusammenhang. Er hat sich damals in diese Höhle geflüchtet und ist dort infolge Hunger und Kälte gestorben.

Künstlerstolz.

Von dem französischen Geigenvirtuosen Jacques Thibaud erzählt man sich folgende niedliche Geschichte:

Nach einem seiner Konzerte lud ihn eine sehr charmante Frau, die aber nicht gerade über übermäßig viel Takt verfügte, zum Diner ein, und der Brief, mit dem sie das tat, endete mit dem Satz: „Vergessen Sie nicht, Ihre Violine mitzubringen."

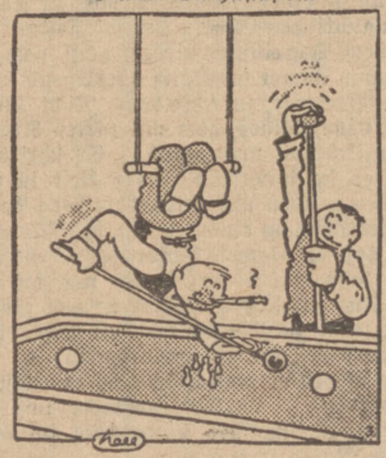
Thibaud lehnte die Einladung unter irgend einem Vorwand ab und fügte hinzu: „Ich bedauere außerordentlich, nicht kommen zu können, aber ich werde Ihnen meine Violine schicken."



Lustige Ecke



Billard-Enthusiasten.



Der Meisterball.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.